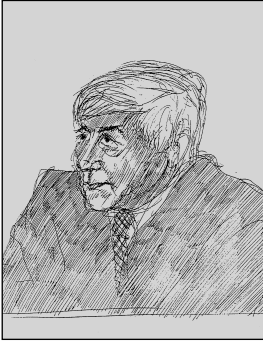


Michael Stürmer

Auf der Suche nach Gleichgewicht



Geboren 1938 in Kassel, dort Abitur, danach Wehrdienst, Industrie, Studium in Marburg, Berlin und London (LSE). Stipendiat Studienstiftung des deutschen Volkes. 1971 Habilitation TH Darmsadt, 1973 Berufung o. Professor Mittlere und Neuere Geschichte Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg. Gastprofessor Sussex-University, Fellow at Harvard, Member of the Institute for Advanced Studies, Princeton N.J. Rufe nach Kiel und Berlin. Gastprofessuren Sorbonne, Toronto, SAIS Bologna. 1988–98 Direktor, Stiftung Wissenschaft und Politik, Ebenhausen. Seitdem wieder FAU Erlangen-Nürnberg. Leitartikler *FAZ* 1984–94, Gastkolumnist *NZZ* 1994–98. Mitglied IISS, German Council J.P. Morgan, Non-Executive Director European Program SAIS Washington. Comité de Patronat, Commentaire. Seitdem Chefkorrespondent *Die Welt* und *WamS*. Offizier der Legion d'Honneur. – Adresse: „Die Welt“, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin.

Nur in einer Welt ohne Gleichgewicht lohnt es die Mühe, die Frage nach den Bedingungen von Gleichgewicht zu stellen. So war es am Anfang des 18. Jahrhunderts, als das *iustum potentiae equilibrium* Quintessenz britischer Interessen wurde und Eingang in europäische Friedensverträge fand. So war es auch zur Zeit der Französischen Revolution und Napoleons als, wiederum von England aus, das Gleichgewicht als Bedingung der europäischen und der globalen Stabilität theoretisch bewiesen und politisch und strategisch ausgekämpft wurde – mit der Krönung des Wiener Kongresses. Und so ist es heute, ein Jahrzehnt nach dem Ende der „rough balance“, die zwischen Ost und West eine *Pax atomica* einrichtete, die so schauerlich war, daß keine der beiden Seiten sie nach 1961 (Berlin) und 1962 (Cuba) noch einmal am Rand des Schießkriegs zu testen begehrte. Die Möglichkeit der Apokalypse war die Bedingung ihrer Verhinderung. Die beiden Supermächte waren in einem präzedenzlosen Kartell der Kriegsvermeidung vereinigt, während doch tausend Konflikte sie trennten, von der Norwegen-See bis zu den Dschungeln Vietnams.

Zehn Jahre danach eine ganz andere Welt, die keinem früheren System ähnelt und alle Erfahrung überfordert: die Sowjetunion nur noch als Schatten sichtbar in den Ländern Innerasiens, Ost- und Ostmitteleuropas, das mächtige Rußland mit seinen 11 Zeitzonen, 150 Millionen Menschen, seinen Öl- und Gasressourcen und seinen mehr als 20.000 Nuklearsprengköpfen nun wirklich „Obervolta mit Raketen“, wie Helmut Schmidt 1985 in Moskau pointiert hatte, das statistisch ausgewiesene BSP gleich dem der Niederlande. China noch immer ein gewaltiges Entwicklungsland, revisionistische Nuklearmacht und zugleich angewiesen auf Technologie, Märkte und Mores des Westens, die asiatische Führungsmacht von morgen, die doch heute schon die Strategie durchdenkt, die den Schwächeren zum Sieg über den Stärkeren befähigt. Japan wurde noch vor zehn Jahren von Henry Kissinger (*Diplomacy*) in den Kreis der Weltmacht-Aspiranten aufgenommen – heute, nach zehn Jahren Wirtschaftskrise und einer Stagnation des japanischen Modells, würde er das schwerlich wiederholen. EU-Europa, gewiß, ist in wirtschaftlichen Begriffen eine Weltmacht, der Euro hätte, wenn er denn auf reformfreudige, liberale Wirtschafts- und Sozialpolitik sich stützen könnte und einen verlässlichen politischen Rahmen hätte, das Zeug zu einer zweiten Welt-Reservewährung: aber sein Verfall in den internationalen Finanzmärkten zeigt, daß alle politisch korrekten Bekundungen aus Brüssel und Frankfurt nichts vermögen gegen das Verdikt der Märkte. Die Ansätze der Europäer, nach Bosnien und Kosovo, sich tätig aus der Vormundschaft Washingtons zu befreien, werden Jahre brauchen: bis dahin kann von einem gleichgewichtigen Europa nicht die Rede sein.

Ohne die USA als „balancer from beyond the sea“ wäre es mit dem bescheidenen Maß europäischen Zusammenstimmens bald vorbei. Es wird leicht vergessen, daß es 1949 Präsident Truman war, der die Europäer zu ihrem Heil zwang: amerikanischen Schutz und erweiterte Abschreckung werde es nur geben, wenn die Europäer sich zusammentäten und das besiegte Deutschland in den Club aufnahmen. Heute bilden die USA via NATO die Klammer zwischen den Hoffnungen Ostmitteleuropas und den hartköpfigen Interessen der meisten Westeuropäer, die von Osterweiterung lieber reden als sich ihren Mühen praktisch zu stellen.

Es fehlt nicht an Literatur, zumeist aus USA, über die „sole surviving superpower“, ob von Joseph Nye (*Bound to Lead*) oder von Richard Haass (*The Reluctant Sheriff*) oder von Zbigniew Brzezinski und manchen anderen. Es besteht mehr oder weniger Konsens, daß die USA unentbehrlich sind (Clinton: „the indispensable nation“), um von der Taiwan-Straße über den Persischen Golf bis Nahost, nach Innerasien und Ostmitteleuropa die Balancen zu halten. Denkt man sich die USA für eine Schrecksekunde aus mehreren dieser strategischen Gemengelage weg oder gar aus allen,

dann wäre die Welt ein sehr gefährlicher Ort, noch gefährlicher als mit den USA. Nur wenige Stimmen wie David Calleo warnen vor „imperial overstretch“ und der moralischen, strategischen und wirtschaftlichen Überforderung der USA. Calleo versäumt auch nicht den Hinweis auf die Überforderung der Führungseliten in Kongress und Administration. Er verbindet das alles mit der Warnung an die Europäer, nicht in der Hängematte der *Pax americana* auszuruhen, sondern stattdessen alles zu tun, um zum eigenständigen strategischen Partner in Weltwirtschaft und Weltsicherheit zu werden.

Meine eigenen Überlegungen beginnen mehr auf der Seite Calleos und des euro-atlantischen Gleichgewichtsdenkens als auf der Seite derer, die amerikanische Hegemonie für dauerhaft und alternativlos halten. Anders als die vorgenannten Analysten indes gehe ich – wie könnte es anders sein – von dem Standort in der Mitte Europas aus. Das bedeutet, das Potential der Russischen Föderation sehr viel ernster zu nehmen als das von Washington aus geschieht. Es bedeutet auch, die Risse und Vorläufigkeiten der EU stärker zu betonen als ihre – viel zu weit gefächerte – Programmatik. Es bedeutet auch, die innereuropäischen Gleichgewichte stärker einzubeziehen – das deutsch-französische, das deutsch-britisch-französische *ménage à trois*, das zwischen Großen und Kleinen, zwischen Norden und Osten und Süden, aber auch zwischen der wirtschaftlichen Stärke der EU und ihrer militärischen, allein durch NATO und die USA ausgeglichenen sicherheitspolitischen Schwäche. Auch muß man wahrscheinlich an den Anfang des Ganzen die Frage stellen, was der Nationalstaat heute und morgen bedeutet. Meine Antwort weicht von den meisten ab. Denn bei nüchterner Betrachtung ist der Nationalstaat keineswegs ein obsoletes Modell, das die Nationen so bald wie möglich überwinden wollen. Er hat nur Form und Inhalt gewechselt. Er ist überfordert, aber er ist auch unentbehrlich als Rahmen des Sozialstaats und als Basis der politischen Macht, und beides hängt miteinander zusammen und verstärkt sich wechselseitig. Mit anderen Worten: mit dem Nationalstaat ist, ob das einem gefällt oder nicht, noch lange zu rechnen, und die nationalstaats-skeptische Rhetorik der Deutschen wird von den Nachbarn nicht nur nicht geteilt, sondern mit Mißtrauen betrachtet: wollen die Deutschen aus Angst vor sich selbst den übernationalen Superstaat der EU? Natürlich wollen sie es nicht, aber sie befinden sich in einer rhetorischen mehr als realen Außenseiterposition, die der Ernüchterung bedarf.

Zu den meisten der vorstehend aufgeworfenen Fragen habe ich während des vergangenen Jahres Einzelstudien geschrieben, längere und kürzere, mitunter skizzenhaft, mitunter breit ausgeführt. Das Thema wird mich noch lange beschäftigen, zumal sich die realen Verhältnisse in einem ständigen Prozeß der Differenzierung und Veränderung befinden. Und

doch soll das Ergebnis in einem Jahr vorliegen in Gestalt eines großen Essays in Buchform.

Was mich nebenbei am Wissenschaftskolleg beschäftigte, war der drucktechnische Abschluß eines Buches, das zur Zeit bei dem englischen Verlag Orion Publishers im Erscheinen ist über *The German Empire*. Der Gegenstand ist mir seit meiner Habilitationsschrift vor bald drei Jahrzehnten nicht unbekannt. Das Problem bestand diesmal darin, daß die Gesamtdarstellung sich auf etwa 45.000 Worte nach englischer Zählung, 180 Seiten nach deutscher zu beschränken hatte. Von „Gesamt“ konnte mithin nicht ansatzweise die Rede sein, sondern eher von Inseln, etwa ein Dutzend an der Zahl. Wenn das Weglassen zur Kunst des Historikers gehört, dann war diese Fertigkeit besonders gefragt, zugleich aber auch die Begründung, warum über das naturalistische Drama und die Entdeckung der Sexualität fast so viel zu schreiben ist wie über die Prozesse der Industrialisierung, der Konzentration, des Außenhandels und der Migration. Knappheit zwingt dazu, die wirkliche Fragestellung des Historikers voranzustellen, nämlich im Dialog von Gegenwart und Vergangenheit das herauszuarbeiten, was die materielle und die kulturelle Entwicklung treibt, ohne die wir uns nicht denken können. Es wäre weltfremd zu sagen, daß der Blick- und Bezugspunkt nicht die Gegenwart ist. So auch für dieses „Imperial Germany“.

Im übrigen kann man nicht unerwähnt lassen, wenn es auch nicht in einen Arbeitsbericht im engeren Sinne hineingehört, daß die Lage des Wissenschaftskollegs in Berlin, die vor zwei Jahrzehnten einmal wegen der Teilung gewählt wurde, jetzt wegen der Einheit neue Faszination gewinnt, wo Berlin wieder, wie an der Jahrhundertwende und in den zwanziger Jahren, zur Gedankenwerkstatt der Moderne weit über Deutschland hinaus zu werden sich anschickt. Insofern war es ein Privileg, in diesem Jahr des Umbruchs Fellow zu sein – wofür ich vielen, innerhalb und außerhalb des Kollegs, Dank schulde, den ich auch an dieser Stelle aussprechen möchte.